

„Was verändert feministische Theologie?“

Symposium der Katholisch-theologischen Fakultät der
Karl-Franzens-Universität, 2.–3. Dezember 1999 in Graz

Christa Schnabl

Die Leitfrage „Was verändert feministische Theologie“ stand im Mittelpunkt des – internationalen und interdisziplinären – inzwischen traditionellen Herbstsymposiums im vergangenen Dezember.¹ Mit dieser Themenwahl knüpft die Grazer theologische Fakultät an den Arbeitsschwerpunkt „Frauen- und Geschlechterforschung“ an, zu dem sich die ganze Fakultät schon vor Jahren verpflichtet hat. Federführend für Planung und Durchführung zeichnete eine der ersten Inhaberinnen eines katholisch-theologischen Lehrstuhls in Österreich, Universitätsprofessorin für Ökumenische Theologie und Patrologie, Dr. Anne Jensen.

Bereits die Ankündigung des Symposiums machte deutlich, dass es in diesem Rahmen zur Begegnung zwischen zwei verschiedenen akademischen Welten kommen wird: zwischen der ‚neuen Welt‘ der mittlerweile auch schon klassischen Frauen- und Geschlechterforschung und der ‚alten Welt‘ der männlich dominierten akademischen Zunft. Gerade diese Konstellation bedeutete gewissermaßen das Betreten von Neuland, sowohl in struktureller als auch in inhaltlicher Hinsicht. Während sich mittlerweile bereits eine eigene ‚Szene‘ zu Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung etabliert hat, werden einschlägige Inhalte jedoch nach wie vor überwiegend im Rahmen eines bestimmten ‚interessierten Kreises‘ abgehandelt, zu dem praktisch kaum Männer gehören. Die Rezeption über die Grenzen des eigenen Geschlechts hinweg stellt damit auch weiterhin ein Desiderat dar. Insofern verhielt sich die Anlage dieses Symposiums eine spannende, nicht alltägliche Begegnung. Der erste Tag stand unter dem Motto des Aufeinandertreffens von jeweils einer Frau und einem Mann aus einer bestimmten Fachrichtung, welchen die gleiche Themenstellung vorgelegt worden war. Dass es sich hierbei um eine Ordinaria und einen Ordinarius handelte, ist als Frucht der letzten Jahre zu werten, in denen doch einige (wenige) Frauen auf Lehrstühle berufen worden sind. Während der erste Tag stärker der theoretischen Debatte gewidmet war, ging es am zweiten Tag um die Frage nach den kirchlichen und universitären Möglichkeiten, die Situation von Frauen zu verbessern.

1 Mittlerweile sind die Beiträge auch nachzulesen: Anne Jensen u. Maximilian Liebmann Hg., Was verändert Feministische Theologie? Interdisziplinäres Symposium zur Frauenforschung, Münster 2000.

Die erste Paarkonstellation stand unter der Überschrift „Egalität und Differenz in der philosophischen Perspektive“. Der Vergleich zwischen Philosophie und Theologie versprach in diesem Zusammenhang besondere Spannung, da – etwas verallgemeinernd – in der philosophischen Debatte eher die gleichheitsorientierte und in der theologischen eher die differenzorientierte Sichtweise dominiert. Die Wiener Philosophin Univ.-Prof. Dr. Herta Nagl-Docekal, ging auf grundlegende Differenzierungen im Verständnis von Gleichheit und Differenz ein. Gleichheit werde z. B. in der englischen Sprache durch zwei Begriffe abgedeckt, durch *sameness* und *equality*. *Sameness* meint dabei die inhaltlich-materiale Identität, während sich *equality* auf die formale Gleichheit im Sinne der Gleichbehandlung beziehe. Entscheidend sei nun, so Nagl-Docekal, dass *sameness* keine Voraussetzung für *equality* darstelle. Wenn nämlich alle StaatsbürgerInnen das gleiche Recht auf Redefreiheit haben, so heißt das nicht, dass alle das Gleiche sagen. Die gleichheitsorientierte Stoßrichtung der Ausführungen von Herta Nagl-Docekal basiert auf einer wesentlichen Differenzierung. „Die Tatsache, dass unsere Körper geschlechtlich differenziert sind, liefert kein Argument für die Annahme – oder Einforderung – von unterschiedlichen Geschlechtsidentitäten.“ Denn der Grund für unterschiedliche männlich-weibliche Geschlechtscharaktere liegt nicht in der leiblichen Natur der Geschlechter, sondern in einer bestimmten normativen Ausdeutung ihrer körperlichen Gegebenheiten. Die Differenz ist daher historisch bedingt und schließlich auch veränderbar, ja darüberhinaus sogar veränderungsbedürftig, weil schließlich die herkömmlichen Rollenerwartungen die Frauen in die Position vielfacher Benachteiligung gebracht haben. Nagl-Docekal weist „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ als Kategorien der sozialen Ordnung klar zurück: „Eine entscheidende Bedingung für Geschlechtergerechtigkeit liegt daher in einer konsequenten Dissoziation von biologischer Geschlechtszugehörigkeit einerseits, und Entscheidungen in Bereichen wie Beruf und Politik, aber auch im Bereich der privaten Lebensmuster andererseits.“ In einem zweiten Schritt ist aber auch der Begriff der Differenz zu erweitern: „Worauf es ankommt, ist nun nicht mehr die Dichotomie des ‚Männlichen‘ und ‚Weiblichen‘, sondern der Gedanke, dass die vielfältigen Differenzen zwischen den einzelnen Individuen – ihre Begabungen und Interessen – ernst zu nehmen sind.“ Deshalb reiche auch die formal-rechtliche Gleichsetzung der Geschlechter, so notwendig sie ist, nicht aus, um substantielle Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern zu erreichen. Wenn nämlich gleiches Recht auf unterschiedlich sozialisierte Einzelne oder Gruppen trifft, wird dies zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. Deshalb ist gerade hier die Sensibilität für das Zusammendenken von Gleichheit und Besonderheit von entscheidender Bedeutung.

Als zweiter Redner kam Univ.-Prof. Dr. Josef Wohlmuth, systematischer Theologe in Bonn, zu Wort. Er bezog seine Ausführungen auf das philosophische Denken von Emmanuel Levinas. Weiblichkeit/die Frau gerät bei Levinas zu einer Kategorie des Seins schlechthin. Wohlmuth hatte damit ohne Zweifel einen Vertreter des Differenzdenkens in den Mittelpunkt seiner Ausführungen gestellt. Entscheidend für Levinas' Denken der Geschlechterdifferenz ist der Aufsatz „Le Judaïsme et le Féminin“, worin er seine jüdisch-rabbinischen Quellen thematisiert. Dort betont Levinas, dass es die Frauen gewesen seien, welche die Weichen der Bahn, „auf der der Zug der messianischen Geschichte wohl tausendmal zu entgleisen drohte“, bewacht und

gestellt haben. Frauen seien es gewesen, welche die Welt bewohnbar machten. In der Auslegung verschiedener rabbinischer Texte kommt Levinas schließlich zu der Überzeugung, dass alles so vor sich gehe, als wäre das Weibliche die ursprüngliche Manifestation „aller Vollkommenheiten der Zärtlichkeit und Güte“, „das Sanfte an sich, der Ursprung aller Sanftmut der Erde.“ „Wohnen und Haus“ bilden die entscheidenden Stichworte zur Thematik in „Totalität und Unendlichkeit“. Im Spätwerk „Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht“ dagegen bildet das Weibliche/die Mütterlichkeit einen wichtigen Bezugspunkt für Levinas' Theorie des Subjekts. Das menschliche Subjekt erhält insgesamt weibliche Züge. Dennoch: Solche Aussagen sind gefährlich, vor allem dann, wenn sie als Aussagen über Frauen oder als soziales Programm von Weiblichkeit gelesen werden. Um sie nicht zu einer klischeehaften Zuschreibung verkommen zu lassen, müsse man sie phänomenologisch lesen, so Wohlmut. Das Weibliche muss bei Levinas somit als eine Seinskategorie interpretiert werden. Dass damit wichtige Fragen erst aufgeworfen und nicht schon beantwortet sind, ist auch Herrn Wohlmut vermutlich bewusst. Denn er schloss seinen Beitrag, indem er den Ball ans Auditorium zurückgab: „Eine sozialphilosophisch orientierte *gender*-Forschung wird zu fragen haben, ob sie mit diesen ... metaphysischen Überlegungen etwas anfangen kann. Damit sind jene gefragt, die sich der empirischen Geschlechterforschung widmen.“

Der zweite thematische Durchgang fand auf dem Feld der theologischen Systematik unter der Überschrift „Neuaufbrüche durch die Feministische Theologie“ statt. Dabei standen einander Univ.-Prof. Dr. Hedwig Meyer-Wilmes (Systematische Theologie) und Univ.-Prof. Dr. Hermann Häring (Systematische Theologie), beide aus Nijmegen gegenüber. Hedwig Meyer-Wilmes weist zunächst auf „Errungenschaften“ feministisch-theologischer Forschung hin, die sich auf das Feld der Gottesrede, der wissenschaftstheoretischen Verarbeitung feministischer Theologie als Theorie einer Bewegung und das Feld der Bibelexegese beziehen. Dennoch: Die Veränderungen, die durch die Institutionalisierung feministischer Wissenschaft hervorgerufen werden, tragen nur dann, wenn die Diskurse von Theologen und Theologinnen nicht mehr unabhängig voneinander stattfinden. Konkret geht Meyer-Wilmes schließlich auf das in den vergangenen fünf bis zehn Jahren ins Blickfeld gerückte Feld der Christologie ein. „Denn die Lehre von Jesus, dem Christus, dem Messias, dem Erlöser der ganzen Welt und der einzigartigen Inkarnation Gottes ist nicht nur das Zentrum christlicher Theologie, sondern ebenso jene christliche Doktrin, die in den Augen vieler feministischer Theologinnen am meisten zur Unterdrückung von Frauen beigetragen hat. ... Unbehagen und Faszination liegen hier dicht beieinander, die ‚linke Hand‘ der Christologie torpediert fortlaufend die ‚rechte Hand‘.“ Es sei wichtig, so Meyer-Wilmes, die sexistischen (wie die antijudaistischen) Traditionslinien der Christologie aufzudecken, welche weit reichende Folgen z. B. für den Ausschluss der Frauen vom Priesteramt zeitigten. Die Christologie biologistisch zu reduzieren, sei ein Fehler der Tradition und müsse als solcher auch benannt werden. Denn letztlich beruhe Christi Fähigkeit zum Befreier nicht auf seinem Mannsein, sondern – hier bezieht sie sich auf Rosemary Radford-Ruether – ganz im Gegenteil auf der Tatsache, dass er in seiner Person neue Menschlichkeit verkörpern wollte.

Das Koreferat Hermann Härings begann damit, dass er wichtige Akzentsetzungen benannte, die durch die feministische Theologie ins Bewusstsein gehoben worden

sind. Demnach liegt ein wesentliches Verdienst zunächst darin, einen vielfach harmonisierenden theologischen Diskurs durchbrochen und eine Zielperspektive in die Theologie eingebracht zu haben. „Feministische Theologie lässt sich als Kontrastunternehmen zu den konventionellen theologischen Disziplinen begreifen. Sie bildet ein polemisches, ein explizit kritisches epistemisches System aus und zwingt die traditionelle Theologie dazu, sich bewusst zu ihr zu verhalten. ... Ich meine, dass die feministische Theologie unsere Theologie wieder kritikfähig gemacht hat. Ich sehe in der feministischen Theologie ein starkes Potenzial zur Schriftkritik, zur Rationalitätskritik und zur Kulturkritik.“ Theologie hat letztlich dem christlichen Glauben zu dienen, allerdings nicht unbedingt nur im Sinne der offiziellen „Glaubensregel“ oder des objektiven Glaubenserbes, sondern auch im Sinne einer lebendigen, in menschlicher Erfahrung beheimateten, sich stets auch verändernden Wirklichkeit. Auf diesem Hintergrund ist festzuhalten, dass es feministischer Theologie gelungen ist, sich dem Druck der ständig wiederholten Selbstinterpretation zu widersetzen und die konfliktreiche Erfahrung von Frauen in das Zentrum zu stellen. „Sie hat Erfahrungen ins Zentrum theologischen Interesses gerückt, deren theologische Bedeutung noch nicht erkannt war. Allein dies konnte der Weg sein, in dem sie – paradigmatisch für die gesamte Theologie in unserer Kultur – zu neuer Selbstdistanz und zu einem neuen Selbstverhältnis gefunden hat. ... Ich denke, dass die westliche Theologie insgesamt ihr dafür zu danken hat.“

Der dritte Block stand unter der Überschrift „Feministisch reflektierte kirchliche Praxis“. Zwei ReligionspädagogInnen hielten dazu ihre Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Helga Kohler-Spiegel (Feldkirch) und Univ.-Prof. Dr. Michael Raske (Frankfurt). Frau Kohler-Spiegel setzte zunächst mit einer Definition von „feministisch“ ein. Dies bezeichnet die klare Position, Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen auf Grund des Geschlechts aufzuzeigen und parteilich für Mädchen und Frauen einzutreten. Als Erfolg, so Kohler-Spiegel, ist zu verzeichnen, dass viele klassische Geschlechterklischees für Mädchen entscheidend relativiert worden sind; dennoch vereinfacht sich die Situation für Mädchen damit nicht automatisch. Denn es lässt sich heute die Tendenz einer Individualisierung der Rollenkonflikte feststellen, wonach die gesellschaftlichen Rollenkonflikte mittlerweile in die Individuen hineinverlagert worden sind. Die Bewältigung wird zu einer Aufgabe eines jeden Mädchens. Es scheint nur mehr am einzelnen Mädchen zu liegen, ob sie es schafft, sich durchzusetzen und ihr Leben eigenständig zu gestalten. Gerade auch auf diesem Hintergrund ist die Vermittlung von Erkenntnissen einer geschlechterbezogenen religiösen Sozialisation und Entwicklung von unabdingbarer Bedeutung. In der Schule, wo geschlechtergemischte Klassen die Regel sind, bedarf es eines Wissens um Formen geschlechtsspezifischen Verhaltens und Lernens, um auch den Mädchen im Rahmen von Koedukation die gleichen Voraussetzungen und Fördermöglichkeiten zu bieten. Aus der Sicht feministisch reflektierter Religionspädagogik, so Kohler-Spiegel abschließend, bedarf es der Grundhaltung von Parteilichkeit und *Affidamento*. *Affidamento* bezeichnet in diesem Zusammenhang eine Sensibilität für die Verbindung von Frauen untereinander, für die Notwendigkeit, Mädchen Orientierung am eigenen Geschlecht zu ermöglichen. „Indem wir einer anderen Frau im gesellschaftlichen Rahmen Autorität und Wert zuschreiben, verleihen wir uns selbst, unserer eigenen Erfahrung, unserem Begehren Autorität und Wert.“

Michael Raske sprach sich in seinem Referat eindeutig und entschieden für das Grundanliegen feministischer Theologie aus. Feministische Theologie wird „als ein heilsamer Aufbruch erfahren, in dem das verhängnisvolle Erbe des Kyriarchats (Elisabeth Schüssler-Fiorenza) und die fortwirkende strukturelle Sünde des Sexismus kritisch aufgedeckt wird und in dem die biblische Verheißung, ja Zusage und anbrechende Wirklichkeit einer gerechten und geschwisterlichen Gesellschaft befreiend und ermutigend neu ins Spiel gebracht wird“. Für Raske belegen einige große Publikationen der letzten Jahre, etwa das *Kompendium Feministische Bibelauslegung*² oder das *Wörterbuch der Feministischen Theologie*³, dass es nach den ersten Jahren eines geradezu prophetischen Aufbruchs zu einer gründlichen und umfassenden wissenschaftlichen Ausarbeitung zentraler Inhalte gekommen ist. Raske ging anschließend auf drei verschiedene Bereiche ein, in denen feministische Theologie (kirchliche) Praxis und theologische Reflexion verändert habe. Erstens – in Bezug auf die Wahrnehmung der Situation – hat feministische Theologie nicht nur die Marginalisierung von Frauen in der Kirche deutlich gemacht, spezifische Belastungen und Leidenswege aufgezeigt, sondern vor allem auch die Vielfalt der Lebenswelt von Frauen, ihre Widerstandskraft und Kreativität in den Blick genommen. Die feministische Diagnose aber betreffe immer auch die Wahrnehmung der Rolle von Männern in der Kirche, so Raske. Zweitens hat die feministische Theologie einen entscheidenden Beitrag zur Etablierung eines am Evangelium orientierten Maßstabes für die gegenwärtige Praxis geleistet. Befreiungstheologisch inspirierte Bibelauslegungen, die Entdeckung theologischer Frauenditionen und neue theologische Entwürfe haben dazu beigetragen, ein nicht-sexistisches Gottesverständnis, Momente einer Beziehungs-Christologie und ein neues Verständnis der Kirche als der Ekklesia von Frauen und Männern zu formulieren. Drittens trägt die feministische Theologie zur Entwicklung neuer Praxiskonzepte bei, die in den Feldern der Glaubensvermittlung, Kirchengemeinde, Diakonie und Liturgie bedeutsam werden. In diesem Zusammenhang kam Raske auch auf das römische Nein zur Ordination von Frauen zu sprechen und konstatiert: „Dass Frauen von diesen Diensten prinzipiell ausgeschlossen werden, ist historisch erklärbar, aber angesichts heutiger theologischer Erkenntnis nicht mehr zu rechtfertigen.“ Raske abschließend: „Für mich als praktischen Theologen ist es unübersehbar, dass feministische Theologie die Praxis der Kirche und ihre Reflexion verändert, im Bewusstsein vieler Christen und Christinnen, auch vieler Amtsträger ... Dass dieser Prozess weitergeht, ist nicht selbstverständlich, sondern bedarf weiteren Einsatzes. Was feministische Theologie verändert hat, gehört zu den großen Befreiungserfahrungen in der Kirche unserer Zeit.“

Der zweite Tag stand unter dem Motto: „Wie wird kirchliche und universitäre Praxis durch die feministische Theologie verändert?“ Der erste Beitrag kam von Bischöfin Maria Jepsen (Hamburg). Sie berichtete von Erfahrungen mit Frauen in der pastoralen Arbeit ihrer Kirche. Zunächst erinnert Jepsen allerdings an die belastende Wirkungsgeschichte der neutestamentlichen Pastoralbriefe, welche innerhalb der Bibel durch ihre Polemik gegen Frauenaktivitäten in der Öffentlichkeit und eine massive, theo-

2 Vgl. Luise Schottroff Hg., *Kompendium Feministische Bibelauslegung*, Gütersloh 1998.

3 Vgl. Elisabeth Gössmann Hg., *Wörterbuch der Feministischen Theologie*, Gütersloh 1991.

logisch abgestützte Misogynie hervorstechen. Im 20. Jahrhundert allerdings wurde die offizielle Beauftragung auch der Frauen mehr und mehr den kirchlichen Gremien ‚abgerungen‘. „Welch größere Liebe kann man den Menschen unter den Nöten dieser Zeit antun, als ihnen das Evangelium Jesu Christi bringen? Die Pfarrer allein können diese Aufgabe nicht bewältigen. Wer hilft? Was hilft? Frauenarbeit! Nach der wird gerufen! Wir haben ja kein Priestertum, das herrscht über den Menschen – darum nur Männeramt sein könnte, sondern wir haben ein Pfarramt, das *dient*, und das Recht zu *dienen* hat noch keine Zeit den Frauen versagt ...“ Mit dieser raffinierten Argumentation rief Elsbath Overbeck 1918 Frauen zum Theologiestudium auf. Damit setzt eine schrittweise Öffnung des Amtes auch für Frauen ein, selbst wenn diese erst 1958 in einer ersten Landeskirche erfolgte. Bald zogen andere Landeskirchen nach. Akuter Pastorenmangel war vermutlich eine der wichtigsten Antriebsfedern. Während die Pastorinnen der Anfangszeit versuchten, die vorgegebenen Formen dieses Amtes auszufüllen, fingen jüngere Pastorinnen an, ‚weibliche‘ Traditionsspuren aufzugreifen, nach den Frauengestalten in Schrift und Kirchengeschichte zu suchen und selbstbewusst nach neuen Arbeitsformen Ausschau zu halten. Feministische Theologie hat den Frauen in der pastoralen Praxis geholfen, den eigenen Platz in der Kirche selbstbewusster einzunehmen.

Als zweites Praxisfeld wurde die Universität näher unter die Lupe genommen. Univ.-Prof. Dr. Irmtraud Fischer (Altes Testament und theologische Frauenforschung, Bonn) beleuchtete die durchaus ambivalenten Entwicklungen auf diesem Feld: Einerseits wird feministische Forschung und Lehre zunehmend in traditionsreiche Institutionen wie die der Universität eingegliedert und institutionalisiert. Andererseits partizipiert sie damit auch am Traditionsreichtum und Beharrungsvermögen des Althergebrachten. Allerdings: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass man als feministische Theologin nicht überleben kann ohne Kompromisse; aber man kann schon gar nicht leben ohne sie. Aber wo und mit wem die Kompromisse gemacht werden und wie weit sie gehen, muss von den Frauen selber vorher gründlich reflektiert werden, um von der inhaltlichen und zahlenmäßigen männlichen Dominanz an solchen Forschungseinrichtungen nicht aufgerieben zu werden.“ Im deutschsprachigen Raum sind bislang an zwei katholisch-theologischen Fakultäten Lehrstühle für Frauenforschung entstanden – in Bonn und Münster –, die beide in Zusammenhang mit dem „Netzwerk Frauenforschung Nordrhein-Westfalen“ eingerichtet wurden. Dieses Netzwerk hat zurzeit 44 Frauenforschungsprofessuren an 21 Hochschulen. Damit ist Frauenforschung in Nordrhein-Westfalen als Forschungs- und Lehrfach explizit vertreten. In Österreich dagegen sind einige (wenige) der ‚normalen‘ Lehrstühle mit feministisch arbeitenden Frauen besetzt worden. Dennoch: Die Lage der Frauen an den Universitäten ist nach wie vor desillusionierend: Die Zahl der ordentlichen Universitätsprofessorinnen liegt nach wie vor um die 5%. Bei Professuren insgesamt (inklusive der definitivgestellten AssistentInnen in Österreich) liegt der Frauenanteil bei etwa 9%. Dies alles zeigt, dass eine explizit feministische Ausrichtung wissenschaftlichen Forschens keineswegs obsolet ist. „Meines Erachtens ist im universitären Bereich noch viel zu wenig geschehen, als dass man zu einer neutral sich gebenden Geschlechterforschung übergehen könnte. Ein geschlechterfairer Forschungsansatz muss meines Erachtens solange eine feministische Option haben, bis die gesellschaftliche Gleichstellung auch in so traditionsreichen und

daher häufig traditionell funktionierenden Institutionen wie der Universität annähernd gegeben ist. Die Quote von 40%, die der österreichische Frauenförderplan vorsieht, scheint hier zumindest ein Richtwert zu sein. Davon sind wir aber gerade in jenen Etagen der Universität, die mit Entscheidungskompetenz, Macht und auch Geld verbunden sind, noch sehr weit entfernt. Solange Frauen nicht das gleiche Recht wie die Männer haben, Kultur und Gesellschaft nach ihren Vorstellungen zu gestalten und zu prägen, ist das Prädikat ‚feministisch‘ unumgänglich notwendig, da es den Willen zu einer Änderung gesellschaftlicher Praxis anzeigt.“

Um abschließend ein Resümee dieses Symposiums zu ziehen, muss zunächst ein Wort zur Atmosphäre gesagt werden. Denn das Konzept dieser Tagung war darauf ausgerichtet, dass Frauen, aber eben auch Männer zu den Erkenntnissen und Ergebnissen der feministischen Theologie Stellung nehmen. Damit wurde auch im Kontext der Theologischen Fakultät ein Stück Entgettoisierung der feministischen Forschung betrieben. Sie trat aus dem Raum der immer schon feministisch arbeitenden Frauen hinaus in die Öffentlichkeit der Universität und der herkömmlichen akademischen Zunft. Dass diese Begegnung in einer Atmosphäre grundsätzlichen Wohlwollens und Anerkennens möglich war, muss wohl eigens erwähnt werden und ist keineswegs selbstverständlich. Damit korreliert allerdings auch eine Verpflichtung: Über ein solches einmaliges ‚Sonntags‘-Ereignis hinaus bemisst sich die Glaubwürdigkeit manch eines gesprochenen Wortes letztlich an der Bereitschaft, Veränderungen in Richtung einer geschlechtergerechten Universität, Kirche und Theologie konsequent voranzutreiben, auch wenn sie von den einen unermüdlichen Einsatz und von den anderen auch Verzicht erfordert. Ein Urteil über die Einlösung solcher Versprechen kann aber erst die Zukunft sprechen.

In der Logik eines so konzipierten Ereignisses liegt es schließlich auch, dass weniger die ‚neuen‘ Erkenntnisse feministischer Theologie zur Debatte standen, als vielmehr das Bekenntnis zu Grundanliegen feministischer Theologie erneuert bzw. erweitert wurde. Grundanliegen feministisch inspirierten Theologietreibens wurden so in neuen Kontexten und von ‚neuen Subjekten‘ zur Sprache gebracht. Optimistisch betrachtet, könnte man dies auch als Ausdruck eines Solidarisierungsvorganges werten. Damit tritt aber auch eine weitere inhaltliche Frage, wenngleich am Symposium nur latent, in den Mittelpunkt: Wie ist es um die Zukunft dieses Anliegens bestellt? In welcher Form soll feministisch-theologische Forschung in Zukunft betrieben werden? In welcher Form können Männer ihrerseits das Anliegen einer geschlechtergerechten Theologie/Wissenschaft aufgreifen? Soll sich feministische Forschung in Zukunft als *gender*-Forschung verstehen? Schritte in Richtung *gender*-Forschung waren eher formal durch die geschlechterparitätische Besetzung des ersten Tages gegeben. Inhaltlich allerdings nahmen Männer zu Ergebnissen feministischer Theologie Stellung, jedoch nicht, um die aus der Auseinandersetzung mit feministischer Theologie folgenden Konsequenzen aus Männerperspektive zu eruieren, sondern zunächst um das von den Frauen Vorgelegte zu beurteilen. Die Thematisierung der Tatsache, dass auch Männer der Kategorie „Geschlecht“ unterliegen, dies blieb leider auch auf diesem Symposium ein Desiderat. Aber vielleicht ist es dafür noch zu früh.